

François Marty

Von den Sinnen zum Sinn

Die Sinnesorgane werden in der Liturgie angesprochen: Man muß die Ohren auf tun, um aufmerksam die Worte zu hören, die gesagt werden, um beim Singen mittun zu können; wer die Augen allzu lange geschlossen hält, wird über kurz oder lang diskret an die liturgische Handlung erinnert, der er nicht mehr folgt oder die er unterbricht; Weihrauch, Brot, Wein und Wasser wecken den Geruchssinn, den Geschmacksinn und den Tastsinn. Sollten die Sinne zum Sinn führen? Die Antwort auf diese Frage verlangt, die Beziehung zwischen Liturgie und dem, was eine lange Tradition die «geistlichen Sinne»¹ nennt, eingehend zu erforschen.

I. Das «Haus, über dem mein Name ausgerufen ist» (Jer 7,14)

So bezeichnet Jeremia den Tempel in Jerusalem. Wenn die Sinne, vom Geist Gottes durchdrungen, geistlich werden, vernehmen sie diesen Namen im Haus aus Stein.

A. Distanz und Kontakt

Wir rechnen die Pflanzen unter die Lebewesen, aber es ist ein festgewurzelt Leben. Den Sinnen hingegen gelingt es, Leben mit Bewegung zu einen; sie bewahren den Kontakt mit den Quellen des Lebens, auch wenn eine Distanz entsteht. Das Tier kann sehen, hören, seine Beute erspüren, eine Gefahr wittern, den Geschlechts- oder Sozialpartner auch auf Distanz ausfindig machen. Seine Wurzeln sind, so könnte man sagen, beweglich. Gewiß, dieses Bewegungsspiel bleibt gleichsam eingebettet in die Notwendigkeiten des tierischen Lebens. Der Abstand verwischt im gesättigten Tier.

Doch der sich dem Lebewesen öffnende Horizont ist sehr wohl jene geheimnisvolle Weite, in der eine Anwesenheit auftauchen kann, der die Abwesenheit nichts anzuhaben vermag, eine Bindung, die nicht gefangen hält, die des Glaubens an eine Freiheit.

In dem bescheidenen Erblühen der Sinne die höchsten Abenteuer des Geistes erahnen – das wäre wohl leichtfertig, würde nicht gleichzeitig ein anderer Horizont aufgedeckt: die Gewalttätigkeit, ein Kontakt also, der jede mögliche Distanz vernichtet. Werden die Sinne in ihrer ursprünglichen Beziehung zu den Lebensquellen festgehalten, kann dies nur zu dieser Vernichtung einer Andersheit führen, die sich doch immerhin schon andeutet, sobald das Leben aufbricht als «vom anderen her» bestimmt, so daß der Tiger, der die Antilope reißt, nicht gewalttätig ist; er folgt lediglich dem harten Gesetz des Lebens. Den menschlichen Sinnen jedoch ist der Übergang zu einer bleibenden Andersheit eigen. Er entsteht im Gehör, das das Wort vernimmt und zu eigen empfängt. Das andere, von dem das Wort kommt, ist nicht die Sache, die ich mir aneigne, sondern die andere Person, auf die das Verlangen zugeht. Die Gewalt verschließt das Wortfeld. Die Mittel hierzu sind äußerst vielfältig und erfindungsreich. Das Sorgen des Lebens wird zur Entschuldigung: Ist es nicht sicherer, zu besitzen, als auf die anteilgebende Gabe zu warten? Aber warum gibt es denn keine Menschheit ohne Kunst? Weil bezeugt werden soll, daß die Sinne Träger des Geistes sein können. Was die Wortanalyse bei F. de Saussure an den Tag bringt, ist eine unerhörte neue Werthaftigkeit der Sinne und ihrer Mächtigkeit: Das akustische Bild (das «Bezeichnende») ist ein Sinnenhaftes, das nur in seiner Einheit mit einem Intelligiblen, dem Begriff (dem «Bezeichneten»), Wirklichkeit hat. Das Umgekehrte ist auch wahr. Das heißt aber zugleich, sich von dem Schema zu lösen, das eine spirituelle Seele mit einer präexistenten Materie zu verbinden sucht und sich so in den Dualismus verstrickt².

B. Das Haus, in dem das Wort vernommen wird

Die Architektur ist eine Kunst, die alle Sinne eint. Das geschieht in dem Maße, wie sie

einen *Raum* ausgrenzt, darin sich die den verschiedenen Sinnen zugewiesenen Künste niederlassen können. Der Ausgangspunkt für ein denkerisches Bemühen über die Stelle der Sinne in der liturgischen Handlung ist daher die Kunde von der Vollendung des alten Tempels im Leib des von den Toten auferstehenden Herrn (vgl. Joh 2,21).

Die geistlichen Sinne betreffen zunächst *das Wort*, auf das hin nicht nur das Ohr, sondern auch die Augen und das Tasten hinstreben, gemäß dem auf sie gemünzten Haupttext 1 Joh 1,1-3. Die geistlichen Sinne bestehen zunächst *in der tiefverkosteten Annahme der Wortes Gottes durch den Glaubenden in seinem vollen Eigensein*. Denn von dieser seiner Individualität aus wirken die Sinne ihr eigenes Tun. Auf sie zu bewegt sich das einsame Beten, das stille Meditieren der Schrift bei geschlossenen Türen im Verborgenen, wo der Vater sieht (vgl. Mt 6,6). Die Verbindung zur Liturgie ist von daher im Leib des Gläubigen zu suchen, dem «Tempel des Heiligen Geistes» (1 Kor 6,19) als Glied des Leibes, nämlich der Kirche, und nur als solches (vgl. Eph 5,30). Nun kommt aber der Glaube vom Hören (vgl. Röm 10,14). Folglich wird der Leib des Gläubigen zum Tempel über das dem Wort lauschende Ohr, daraus der Glaube entspringt. Doch würde nichts in dieses Ohr dringen, gäbe es nicht zuvor das Wort. Die kirchliche Gemeinschaft bezeugt diese Vorausgabe, wenn sie sich in ihrer Liturgie im Bekenntnis ihres Herrn verwirklicht. *Das Wort Gottes wird nicht als das verkündet, dessen Hören den Glauben wirkt, wenn ihm eine liturgische Dimension mangelt.*

Das kann aber nur dann geschehen, wenn *Voraussetzungen* geschaffen werden, *die ein gemeinsames Hören und Verkünden ermöglichen*. Die Hörbarkeit (des Tons und der Rede) am liturgischen Ort gehört wesentlich zum Wort jedes einzelnen Akteurs, ob das nun der Vorsteher der Zelebration ist, der Lektor oder der Prediger. Ganz und gar eigentümlich ist hier *das von den Versammelten gemeinsam gesprochene Wort*. Es muß sich als *empfangenes Wort* und zugleich als *freies Wort* kundgeben. In einer Diskussion zeigt sich das in der Regel so, daß nicht alle zugleich sprechen sollen, mit dem doppelten Vorteil, daß man jeden hören und selbst einen Beitrag leisten kann. Das Paradox

der Liturgie liegt in folgendem Sachverhalt: Es ist angemessen, daß *alle zusammen sprechen*, ohne in jenen sterilen Jargon zu verfallen, der alle Debatte scheut.

Die *Poesie* kann gemeinsam gesprochen werden, denn sie hat die Freude am Wort geweckt und die Ohren für das allen gemeinsame Sprachfeld mit seinem Klang und seinen Bildern aufgetan. Und diese Freude, dieser Geschmack am Wort entfaltet sich in *Gesang* und *Musik*. Luther hatte recht mit seiner Behauptung, nichts sei dem Wort Gottes enger verbunden als die Musik. Dieses oft bedachte Lutherwort hat mit dem «musikalischen Gedanken», der sich im Werk J. S. Bachs entfaltet³, viel zu tun. Musik schafft *Raum*. Sie macht den steinernen Bau zum geeigneten Ort für das gehorsame Hören des Wortes, das darin widerhallen kann.

Musik und Lied fügen sich in eins, wie Luther bemerkte. Das kann *nur von außen her* geschehen und *erreicht doch das Herz*⁴. Die Übung der «geistlichen Sinne» in der Liturgie widerspricht nicht der Übung im verborgenen Gebet, sondern ist im Gegenteil eine Vorbereitung dafür. Die ignatianischen *Exerzitien* verlegen daher die geistlichen Sinne, das heißt die «Anwendung der Sinne», in die letzte Gebetsstunde des Tages vor dem Abendessen, gleichsam als Frucht der drei oder vier vorausgegangenen Betrachtungsstunden⁵. Die geistliche Übung der Sinne ist also eine Gedächtnisübung; sie wächst aus dem Kosten und Kämpfen im Umgang mit Gottes Wort. Liturgisches Gedicht, Lied, wie übrigens ja auch das eine oder andere Bild, von dem man mit Recht sagt: «Es spricht an» – sie können alle zu diesem Erinnerungsschatz gehören und die Sinne unterstützen in Erwartung des Augenblicks, an dem ein oft gehörtes Wort sich neu schenkt.

C. Die Füße und die Hände

Das liturgische Gebäude wird sinnvoll aus dem vernommenen, gesungenen und musikalisch getragenen Wort. Das Gehör ist «geistlicher Sinn». Erneut erwachen Bedenken gegen das Gebäude mit seinen Formen und Farben. Sollte man die Rolle der Sinne nicht auf das Gehör beschränken? Die Hymnen sind der

Tempel dessen, den man anruft: «Du thronst über dem Lobpreis Israels» (Ps 22,4). Es sind Opfer der Lippen, denen sich der Alltag menschlicher Begegnungen anzuschließen trachtet (vgl. Hebr 13,15f).

Das Gebäude steht da. Doch kann die Lösung der Frage nach seinem Sinn offensichtlich nicht darin bestehen, das Unvermeidliche so gut wie möglich einzugrenzen. Hier müssen sich alle Sinne einfinden. So wie das Licht das Sehen im Alltag ermöglicht, so *der Anblick der Glaubensgemeinde das Sehen im liturgischen Raum*. Ihr «Angesicht» formt sich aus den bekannten und unbekanntem Gesichtern der durch das offene Kirchentor eingetretenen Menschen. Durch sie erfährt der «geistliche Sinn» den Raum, der sie alle eint. Der «Sonnentagsanzug» hat seine Bedeutung, auch wenn es nicht mehr der Anzug unserer Großeltern ist. Die Kleidung kann in der Versammlung eine belebende Rolle spielen.

Ein Ort wird mit den Füßen erlebt, wenn wir von dem Platz aus, den wir eingenommen haben, zur liturgischen Handlung schreiten. Und das Beisammensein schafft sich im Händedruck fühlbaren Ausdruck. Das «Zeichen des Friedens» ist mit seiner schöpferischen Kraft ein gutes Anzeichen für die Stimmung einer Versammlung von Christen. Es ist bemerkenswert, daß die beiden Grundsakramente für das «Kirchewerden», nämlich Initiation (Taufe) und Wortnahrung (Eucharistie), auf jene Sinne wirken, deren Schwerpunkt im «Fühlen» liegt: Wasser und Salbung, Brot und Wein. Daß man zögert, diese Sinne anzusprechen, zeigt deutlich, wie wichtig die Sache ist. Man braucht nur einmal darauf zu achten, wie sparsam die «Materie» verwendet wird: einige Tropfen Wasser für die Taufe, für die Eucharistie eine Hostie ohne viel Ähnlichkeit mit einem richtigen Stück Brot. Es weist in eine falsche Richtung, wenn man meint, das «Spirituelle» werde umso stärker, je schwächer man das «Materielle» macht. Die Eucharistie ist in ihrem Wert als *Mahl* sicher am meisten bedroht. Sehr deutlich spricht der immer noch andauernde Widerstand gegen die Reform Pauls VI., der auf den ehemaligen Ritus der Handkommunion zurückgriff. Man konnte früher den Rat hören, die Hostie ja nicht mit den Zähnen zu berühren! Das

«Gläschen der Freundschaft» an den kirchlichen Festen aber läßt den Sinn des eben Gefeierte mit Händen greifen. Und wenn man sich nach dem Festgottesdienst anlässlich eines Familienereignisses – wichtige Etappe der größer werdenden Kinder, Hochzeit, Begräbnis – zu einem Mahl versammelt, wird die Wahrheit der Eucharistie (die «res» der Sakramententheologie) mit Sicherheit fühlbar gegenwärtig.

Die Sinne sind spirituell, wenn der Kontakt, für den sie wie alle Sinne bestimmt sind, so fein ist, daß er die Distanz nicht löscht, in der die Freude des Kommenden sich erneuert. *Aktivität* und *Passivität* gehen ineinander über. Deshalb vereinen sich alle Sinne im Primat des Hörens und also der *Stille* in Aufmerksamkeit und in Hoffnung, wenn ein Wort erklingt. Diese Augenblicke können nicht das bloße Ergebnis einiger Gebetstechniken sein, weder im individuellen Gebet noch in dem einer Gemeinde. Sie nähren und stärken nur, weil sie als eine Gabe gefühlt werden, für die man lediglich bereit sein kann.

II. Fremdlinge und Wanderer auf der Erde

In ihrer spirituellen Erfüllung sind die Sinne sehr wohl der Weg, auf welchem die liturgische Versammlung ihren Sinn erreicht. Ein Ausdruck dafür war Abraham und mit ihm Isaak und Jakob. Sie waren Fremdlinge und Wanderer auf Erden (vgl. Hebr 11,8–10). Ich möchte zeigen, wie die liturgische Gemeinde mitten in den schweren Problemen unserer Zeit steht.

A. Das offene Tor

Das «innerliche Fühlen und Schmecken», um noch einmal einen Ausdruck des heiligen Ignatius von Loyola zur Darlegung der «geistlichen Sinne»⁶ aufzugreifen, beginnt schon, sobald der Gläubige sein Haus verläßt, «um in die Kirche zu gehen». Der durch Straßen und über Plätze zurückgelegte Weg gehört bereits zur «liturgischen Handlung». Auf diesem Weg kommt schon konkret die so schwerwiegende Herausforderung an den Tag, *daß das Gotteshaus zur Sichtbarkeit der Kirche gehört*. Der Weg führt bis zum Kirchentor; es verleiht einem

Ort seine Bestimmung, seine Identität (hier tagt nämlich die *christliche* Versammlung). Aber dieser Ort bleibt ein *öffentlicher* Ort in dem Sinne, daß es einem Nichtchristen nicht verwehrt ist, seine Schwelle zu überschreiten.

Sicher reicht das nicht aus, damit er «sehen» kann, was eine kirchliche Gemeinde ist; dazu braucht auch er einen langen Weg. *Vielmehr soll die versammelte Gemeinde selbst dieses Tor als offenes Tor «wahrnehmbar machen», offen für eine nicht mehr homogen christliche Welt.* Die versammelte Gemeinde kann sich nicht mehr als Treuhänder der Wahrheit vom Menschen betrachten, als letztlich allein Befugte, den festen Grund für diese Wahrheit auszusagen. Wir wollen keineswegs das Evangelium unterschätzen. Es geht im Gegenteil um die Erkenntnis: Das Evangelium *enthält die Wahrheit des Menschen derart wesentlich, daß sie sich nur erlernen läßt, indem man sie in jedem Menschen wiedererkennt.*

Es wäre nicht richtig zu meinen, diese Offenheit für den anderen, diese bescheidene Bereitschaft, den anderen aufzunehmen und ebenso bescheiden der Wahrheit Zeugnis zu geben, seien rein «innerlich». Ja noch mehr: *Sie können nur dann «innerlich» werden, wenn sie ihren sichtbaren Ausdruck gefunden haben.* Von neuem ist hier die liturgische Versammlung einer der Quellgründe für die christliche Innerlichkeit. Es schockiert nicht, wenn an einem Versammlungsort den verschiedenen Leitungsfunktionen, ja sogar Gruppen, die das Leben der Stadt vergegenwärtigen, Jugendgruppen zum Beispiel, bestimmte Plätze zugeteilt werden. Die Kommunikation lebt aus der Existenzwirklichkeit ihrer Teilnehmer. Die besondere Funktion solcher Plätze kann durch Schranken gekennzeichnet sein, etwa für die Personen, denen das Wort zusteht, oder es sind auch Kontaktstellen da, wo man beständig auf den Wink des anderen achtet. Vielleicht könnte der Nichtchrist, der die Kirche betritt, etwas von dieser gegenseitigen Achtung ahnen.

B. Sie haben Engel beherbergt

An unseren Straßen quer durch das Land stehen häufig Schilder, die einen Abstecher zu einer sehenswerten Kirche empfehlen. Zahlrei-

che Touristen folgen der Einladung. Ihre Zahl übersteigt oft, nebenbei gesagt, die der Praktizierenden. Soll man sie als Menschen betrachten oder «empfinden», die der Bestimmung des Gebäudes fremd sind? In einem gewissen Sinne ja. Und das ist übrigens eine Art und Weise, wie man den Kirchenbau respektiert. Auch der innerhalb der Kirche für das stille Gebet abgegrenzte Raum bezeugt diesen Respekt. Doch eben: Diesen «Touristen» ist gerade diese Rolle als Fremde zugewiesen. Manchmal kann man an der Kirchentür den Hinweis lesen: «Die Kirche ist kein Museum». Bedeutet das nicht, nur die Praktizierenden seien an diesem Ort wahrhaft *zu Hause*, die anderen aber auf ihrer Suche nach irgendeinem «Kulturerbe» seien falsch am Platz? – Es gilt, sich zu bekehren und diesen Unbekannten, die für gewöhnlich mit großer Ehrfurcht und Aufmerksamkeit im Gotteshaus herumgehen, aufrichtig zu danken für die Wahrheit, die sie uns spüren lassen, uns, die anderen Fremden an diesem Ort, diesem Rastplatz auf der großen Reise in die Ewigkeit.

Besonders unter den Jugendlichen entdeckt heute in der Kirche mehr als einer das *Pilgern* wieder neu. Fremdlinge sind es und Wanderer, die lospilgern, weil sie wissen, daß Gottes Wort aus der Ferne ruft. Auf diesem Weg gibt es keine Rast, solange das Ohr ein wenig weiter voraus ein Lied in einer bisher unbekannt Sprache zu hören vermeint, solange der Blick an der nächsten Biegung einem neuen Gesicht begegnen kann, das ihn, den fremden Wanderer, vielleicht einzutreten auffordert, um dem gastfreundlichen Tisch die Ehre seiner Gegenwart zu erweisen. Vielleicht erinnern sie sich bei ihrer Rückkehr an jene gastfreundlichen Menschen, die «ohne es zu ahnen, Engel beherbergt» (Hebr 13,1) haben. Die Liturgie schuldet es der eigenen Verwurzelung in den apokalyptischen Gesängen der himmlischen Liturgie, ihr Loben und Beten mit dem der Engel zu einen. Es wäre eine würdige, mit der ganzen christlichen Versammlung zu teilende Frucht solcher Pilgerschaft, in diesen Eintagsbesuchern, die ihren Weg wandern werden, in diesen Immigranten, die das Ende der Reise erreicht zu haben hoffen, jene Myriaden von Engeln nahe fühlen zu können.

C. Das Allgemeine und das Besondere

Der Kirche des Zweiten Vatikanischen Konzils ist die Gnade zuteil geworden, ihr Pilgerdasein, ihren Ostercharakter derart tief in das liturgische Geschehen zu prägen, daß es sich heute in der Verwendung der Muttersprachen bereits fühlbar macht. Fortan ist *die Liturgie von den Orten mit ihrer Geschichte nicht mehr unabhängig*. Es gibt keinen möglichen Zugang zum Universalen, *also keine Sichtbarkeit der Katholizität und der Einheit mehr* außer im Eindringen in die Besonderheit des Hier und Jetzt, von denen die Sinne Kenntnis haben.

Ein «sensibler» Punkt ist die *Verschiebung der Jahreszeiten* je nach Weltgegend. Das für alles liturgische «Fühlen» so entscheidende *Licht* ist damit angesprochen. Das liturgische Jahr stützt sich auf den Sonnenrhythmus, aber so, wie er in den gemäßigten Zonen der nördlichen Halbkugel abläuft. Gegen die Pole und die Tropen zu schwächt sich der Vierjahreszeitenrhythmus zu einem Zweierhythmus ab. Die stärkste Besonderheit zeigt hier der auf die Wintersonnenwende gegründete Weihnachtszyklus. Er kehrt sich völlig um, wenn man in die südliche Erdhälfte reist. Das sollte man sich eingestehen. Wer behauptet, man könne die Geburt des Herrn am 25. Dezember ebensogut in einer tropischen Gegend der südlichen Hemisphäre feiern wie in den gemäßigten Regionen des christlichen Abendlands, der weiß ganz einfach nicht, was er sagt, wenn er von «Leib und Liturgie» redet. Was tun? Eine erste Antwort steht *dem Gläubigen des Ortes zu, wo der 25. Dezember «an seinem Platz» ist*, und der also seine Besonderheit erfährt, «fühlt», was Wintersonnenwende heißt: Neuer Aufschwung des «*sol invictus*», der Sonne, die sich am Horizont allmählich wieder höher hebt. Dieses Eingeständnis ist auch eine *Bitte um Verzeihung*. Ein universal gültiges Datum für die liturgische Feier ist nicht bedeutungslos. Und doch weiß man ja, wie unmöglich es ist, «jedermann zufriedenzustellen». Wir müssen uns diese Hindernisse unserer Besonderheiten gegenseitig vergeben. Der Zugang zum Allgemeinen geschieht nur durch dieses Verzeihen, das uns der andere gewährt⁷. Es bleibt einer christlichen Gemeinde freilich aufgetragen, Wege zu suchen, damit Christus nicht

nur Licht genannt, sondern auch als Licht gefeiert werden kann.

So sind es also unsere Sinne, die allmählich zum Sinn der Liturgie führen. Der Tempel der Liturgie ist der Leib des Herrn, aus dem Grab seines Todes auferstanden. Durch die Sinne wird der Gläubige wahrhaft, was die Taufe aus ihm gemacht hat, nämlich Leib als Tempel Gottes, Glied der Kirche, die in der großen Schar ihrer Glieder den Leib ihres Herrn in der bunten Vielfalt der Gaben des Heiligen Geistes wachsen läßt. Die Gegenwart des Geistes erlernt sich allerdings nicht auf billige Weise, denn nur der widerstandsfähige und feste, aus hartem Stein erbaute Tempel kann geistlich werden. Das schuldet er dem Wort, das sich darin vernehmen läßt. Und darum wird einer, der die Tür öffnet und die Schwelle übertritt, darin einen Tisch bemerken. Hier wird ein Brot geteilt. Es stellt in seiner schmackhaften formenreichen Konsistenz dar, was jeder Mensch kennt: Nahrung zum Leben. Aber nur, wenn das Wort sie begleitet – es handelt sich ja um menschliches Leben –, kann sie das sein. Es geziemt sich, auch den Wein hinzuzufügen, eines der Getränke, die einem Fest seinen krönenden Abschluß verleihen.

¹ Vgl. zu diesem Punkt das Dictionnaire de spiritualité, insbes. den Artikel «application des sens» (J. Maréchal), der trotz seiner bereits älteren Fassung einen ersten Gesamtüberblick bietet.

² Zur Bedeutung der Sinne in einer anthropologischen Reflexion vgl. François Marty, *La bénédiction de Babel, Vérité et communication* (Paris 1990) 125–154.

³ Philippe Charru/Christophe Theobald, *La pensée musicale de Jean Sébastien Bach* (Paris 1993) 14.

⁴ AaO. 23f.

⁵ Geistliche Exerzitien, Nr. 129.

⁶ AaO. Nr. 2.

⁷ Vgl. Paul Beauchamp, *Le récit, la lettre et le corps* (Paris 2¹⁹⁹³) 232.

Aus dem Französischen übers. von Arthur Himmelsbach

FRANÇOIS MARTY

geb. 1926 in Albi, Frankreich; Studien der Theologie und Philosophie; 1947 Eintritt in den Jesuitenorden; 1960 Promotion an der Gregoriana; 1957 Promotion an der Sorbonne in Paris; seit 1974 Professor an der philosophischen Fakultät des Centre Sèvres, Paris; Herausgeber der Zeitschrift «Archives de Philosophie»; Gastprofessuren unter anderem in München und Innsbruck; zahlreiche Veröffentlichungen, vor allem zur Philosophie von Immanuel Kant. Anschrift: Centre Sèvres, 35, rue de Sèvres, F-75006 Paris, Frankreich.